



Anne Mayer *1983

Dich gehen sehen



Heute wird mir die Kleine gebracht. Juliana, die nicht mehr Kindermädchen, sondern «Betreuerin» genannt werden will, weil sie gegen die Diskriminierung kämpft, scheucht hastig den langen Flur entlang; ihr grosser Kopf dreht sich wie ein Windrad in alle Richtungen, denn das Treffen ist nur für unsere Augen bestimmt.

Ich bin längst da, bevor sie eintreffen, stehe dicht an die Zimmertür gepresst, um alle Geräusche wahrnehmen zu können. Julianas Schritte sind schnell und schwer, obwohl sie die Beine eines Pelikans hat und man ihre Hüfte mit Daumen und Zeigefinger fassen kann. Die Schritte des Mädchens dagegen sind lautlos; ich befürchte, dass sie aufgrund von Julianas Tempo vom Boden abhebt und ihr, die Hand haltend, hinterherfliegen muss.

Ich kann nie wissen, wie lange ich gezwungen bin, dem nächsten Treffen entgegenzufiebern. Mein Glück ist abhängig von einem kurzen verstohlenen Telefonat. Ich erkenne die Nummer auf dem Display und hebe den Hörer ab. Er ist schwer, ich führe ihn langsam zum Ohr, sicher ist er aus Blei. Gelernt habe ich: Wie man die Hoffnung hinauszögert.

Wenn ich erleichtert sein darf, flüstere ich konzentriert «Wann?» in die Muschel und notiere Tag und Datum mit einem Bleistiftstummel sorgfältig in mein winzigkleines Notizbuch. Läuft mir die Enttäuschung wie Eiswasser in den Bauch, tröste ich mich, in dem ich alle Daten der vergangenen Zeit nachblättere. Kurze Sätze, aufgeweicht wie Brot in Milch; da steht, was zwischen uns war und ich bin die Katze, die begierig schlabbert. Dieser Versuch, den Durst zu stillen, ist ein alter Freund. Irgendwann hat man einen Wasserbauch und bleibt trotzdem ausgetrocknet – verdörnt bis in den letzten Ast.

Heute nicht, heute ist alles leicht.

Es ist Sommer und das Mädchen gefällt mir in dem weissen Strickkleid, dessen Träger rutschen, weil es ein bisschen zu gross ist. Mit grossem Ernst legt sie die blonden Zöpfe hinter die Schultern, schiebt die Stofflinien wieder hinauf, ihre Hände warten wissend auf den nächsten Einsatz. Lippenstift glänzt auf ihrem Mund, wundervoll pink, so wie es kleine Mädchen tragen und ich denke, dass ich ihr das auch erlaubt hätte; wie in der Werbung für Haarshampoo, in der Mutter und Tochter die besten Freundinnen sind.

Wir sitzen auf der grünen Stoffcouch, die Vorhänge sind bis auf einen kleinen Spalt zugezogen. Juliana will es so, sie ist sehr vorsichtig. Die Sonne findet



trozig ihren Weg in Zimmer 17 und malt gespenstische Muster auf den Teppichboden, orange Flecken tanzen an der Decke.

Die Kleine schweigt verlegen. Ich weiss, sie kommt in ein Alter, in dem man gerne Fragen stellt, aber ich quäle mich mit den Erklärungen. Sie soll einfach nur da sein, neben mir sitzen und mich die Haare beobachten lassen, die in diesem Raum nie blond, immer orangerot sind. Während ich versuche, sie zu einem Teil meines Lebens zu machen, sitzt Juliana nervös auf dem Doppelbett und versinkt in der durchgelesenen, weichen Matratze. Ihre bleiche Haut zeichnet sich hell vom blauen Kissen ab. Blau, mit grünen und roten Blumenranken; ich habe hier noch nie geschlafen, aber ich wette, der Bezug riecht modrig.

Die Kleine spielt mit dem Zimmerschlüssel. «Wohnst du hier?» die Frage, die sie immer stellt. Ich schüttele den Kopf, «das weisst du doch.» Man könnte glauben, ihre Augen wären blau, aber sie sind grün, wie meine. Grün und sehnsüchtig.

«Wenn das dein Zimmer wär', ich würd' dich öfter besuchen kommen.»

Juliana wird stocksteif und richtet sich auf, mahnt ohne ein Wort. Ich beschwichtige sie mit meinem Blick. «Das geht nicht weil es ...» sie unterbricht mich stirnrunzelnd, klingt ärgerlich: «Weil es unser Geheimnis ist, ich weiss.» Schnell wandert ihr Zeigefinger zum Mund «psst,» aber sie wirkt nicht überzeugt.

Jeder Blick auf die Uhr verkürzt meine Zeit. Die Kleine zeigt mir ein Fingerspiel, dankbar nehme ich ihr Lachen an. Sie hat rote Schleifen am Ende ihrer Zöpfe und ich stelle mir vor, dass ich sie hineingebunden hätte. Ich bemerke, dass ein Pferdeschwanz weniger streng wirken würde, also binde ich ihr in Gedanken das Haar zusammen. Eine strenge Mutter wäre ich nie gewesen, nie.

Ich habe immer etwas Süsses dabei, heute sind es runde Schokoladenkekse. Der Prinz auf der Packung grinst breiter als sonst, als ich sie aus der Tasche hole. Nur für das Mädchen.

Sie mampft mit vollen Backen. «Daheim esse ich so was nie!» und ihr Gesicht erstrahlt vor Genuss.

Juliana verdreht die Augen auf ihrem Beobachtungsposten, ich kann es fühlen. Ich höre das Räuspern und mein stilles Glück zerrinnt mir zwischen den Fingern. «Wir müssen gehen,» Julianas Bewegungen sind fahrig. «Komm, mein Schatz, komm!»

Die Kleine steht schon. Nur hier kenne ich sie, konzentriert, zugleich fast schüchtern, steht sie aufrecht zwischen dem alten Sofa und dem ausgedienten Bett, lässt ihren Blick über den Schrank voller Schrammen gleiten, auf dem die tanzenden Sonnenmuster angekommen sind und sieht zuletzt mir in die Augen (manchmal hoffe ich, sie erkenne sich in meinen wieder). Unser Zimmer, ihres und meines.

Juliana, die Betreuerin, wartet auf ihr Geld; ich gebe ihr mehr als sonst, spüre, dass sie voller Angst ist und einen Beweggrund braucht, mich in einer freien halben Stunde erneut anzurufen. «Ich habe sie gesucht und



gefunden,» sage ich leise zu ihr, als das Mädchen die Tür öffnet, um in den Gang zu treten. «Es ist nicht falsch, was du tust, es ist nur ein Treffen!» Natürlich, ich sehe Verachtung in Julianas Blick. «Du hast sie nicht gewollt!» scheint ihr ganzer Körper zu sagen, aber sie bleibt ruhig, nickt kaum merklich.

Ich lasse sie gehen, schiebe den Vorhang zur Seite und begleite ihre Flucht mit den Augen.

Blonde Zöpfe winken im Wind; Juliana zieht die Kleine zurück in ihr wirkliches Leben. Das Mädchen weiss nicht, dass es ausgetauscht ist, nur geliehen, und ich werde mich hüten, es ihr je zu sagen.

«Rabenmutter!»

«Wenn ich gekonnt hätte, hätte ich sie Aimée genannt. Aimée, meine geliebte Tochter.»

Wie immer klopfe ich die Kissen auf und fahre über die Stelle der Couch, auf der sie gesessen hat; meine Finger spüren fliehende Wärme. Zeit vergeht, ich nehme den Schlüssel in die Hand und verabschiede mich von Zimmer 17. Wie ein Dieb werde ich mich bald wieder hier verstecken, um für kurze Zeit zurückzugewinnen, was ich verloren habe. Unten gebe ich den Schlüssel beim Portier ab. Er ist ein verschwiegener Mann mit wachen Augen. Wenn ich gehe, teilt er leise meinen Schmerz mit mir.